Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie

Die Sektion Stadt- und Regionalsoziologie vergibt 2015 für herausragende Dissertationen den »Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie innerhalb der DGS«. Mit dem Preis wird eine empirisch, methodisch und/oder theoretisch herausragende Dissertation ausgezeichnet, die sich grundlegend mit Fragen der Stadt- und Regionalsoziologie auseinandersetzt. Der Preis wird alle zwei Jahre auf der Herbsttagung der Sektion verliehen, das nächste Mal im Herbst 2015.

Die Arbeiten können von den Verfasserinnen und Verfassern oder von den betreuenden Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern eingereicht werden. Teilnahmeberechtigt sind Arbeiten, die innerhalb der letzten zwei Jahre an einer deutschen oder ausländischen Hochschule als Dissertation angenommen oder in dem Zeitraum publiziert wurden.

Über die Preisvergabe entscheidet eine vierköpfige, fachlich qualifizierte Jury. Das Preisgeld beträgt 1.000 €. Die Jury behält sich vor, die Preissumme auf mehrere Arbeiten zu verteilen. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Einzureichen sind ein Exemplar der Arbeit und eine Kurzfassung (eine DIN A4-Seite) jeweils in gedruckter und digitaler Form (pdf) bis **30. April 2015** an: Prof. Dr. Carsten Keller Universität Kassel (HoPla), Institut für urbane Entwicklungen, Gottschalkstraße 22, 34127 Kassel, E-Mail: carsten. keller@uni-kassel.de

Für gute Arbeit in der Wissenschaft

Initiative führt zu Diskussionen in der DGS

Die Sonderveranstaltung »Nachwuchs in der Krise« auf dem DGS-Kongress 2014 in Trier zeigte, dass vom Doktoranden, über die Post-Doktorandin und die Juniorprofessorin, bis hin zum ausgewanderten Professor Wissenschaftler/innen in allen Karrierestufen prekäre Arbeitsbedingungen im Wissenschaftsbetrieb kennen und erfahren. Neben dem stoischen Ertragen einer unverhältnismäßig langen wissenschaftlichen Adoleszenz« stellen nur der Weggang ins Ausland oder die Abkehr von der Wissenschaft individuelle Handlungsoptionen dar. Beinahe wöchentlich ist in den großen Medien über die Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen im deutschen Hochschulsystem zu lesen. Der Hintergrund ist die sich stetig verschlechternde Situation des akademischen Mittelbaus, die geprägt ist von hochgradiger Beschäftigungsunsicherheit und Prekarität, insbesondere in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Zeitungsartikel, die erstaunt von der Leidensfähigkeit der so genannten Nachwuchs-Wissenschaftler/innen berichten, offenbaren das eigentliche Problem: Die berufliche Unsicherheit gehört zum akademischen Mythos. Nur wer von der inneren Berufung zur Wissenschaft beseelt ist, wird in der Lage sein, die Unwägbarkeiten des Wissenschaftsberufs auszuhalten – eine Sichtweise, die sich schon in Max Webers berühmter Rede »Wissenschaft als Beruf« findet. In den letzten Jahren steht dieser »unzeitgemäßen Aktualität Max Webers« (Kreckel 2013: 54) allerdings eine massive Verschärfung des Wettbewerbs um Forschungsgelder und Stellen bei gleichzeitiger Unterfinanzierung der Universitäten gegenüber. Die Schwierigkeiten durch diese äußeren Bedingungen des wissenschaftlichen Berufs sind geradezu eskaliert.

Aus dieser Situation heraus trafen sich Angehörige des wissenschaftlichen Mittelbaus erstmals im Frühjahr 2014 um zu diskutieren, welche Möglichkeiten der Veränderung ihnen zur Verfügung stehen. Die kleine Gruppe wuchs schnell an, formierte sich als Initiative »Für Gute Arbeit in der Wissenschaft« und hat mit einem Offenen Brief an den Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie einen ersten Schritt getan, um die Fachgemeinschaft für die problematische Situation des wissenschaftlichen Mittelbaus zu interessieren und zu mobilisieren. Im Folgenden sollen die zentralen Anliegen, das bisher Erreichte und die weiteren Schritte aus Sicht der Initiator/innen dargestellt werden.

Hintergründe

Dass der Wettbewerb im deutschen Wissenschaftssystem in den letzten Jahren drastisch verschärft worden ist, zeigt schon der Blick in die Hochschulstatistiken: Von 2003 bis 2012 wurde die Zahl der wissenschaftlichen und künstlerischen Mitarbeiter/innen an deutschen Universitäten von 120.545 auf 165.459 um 44.914 Personen (ca. 37%) erhöht. Die Zahl der ordentlichen Professuren hingegen ist im gleichen Zeitraum nur um 618 (ca. 3%), von 21.129 auf 21.747, gestiegen. Im gleichen Zeitraum stagniert die Zahl der unbefristeten Stellen im Mittelbau bei etwa 26.000 – und das, obwohl Deutschland im internationalen Vergleich ohnehin einen äußerst geringen Anteil an festen Stellen im Wissenschaftssystem aufweist.

Getragen wird der Stellenanstieg im Mittelbau fast ausschließlich von Projektstellen mit kurzen Vertragslaufzeiten. Über die Hälfte der auf Grundlage des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes (WissZeitVG) abgeschlossenen Verträge hat eine Laufzeit von weniger als einem Jahr (Jongmanns 2011). Das ist einerseits die Folge der zunehmenden Zahl von projektbasierten Arbeitsverhältnissen. Andererseits sind aber auch die Anstellungspraxen der Professorinnen und Professoren sowie der wissenschaftlichen Einrichtungen zu hinterfragen. Vielfach sind die Vertragslaufzeiten sogar weit kürzer als die Projektlaufzeiten, eine Mindestlaufzeit ist im WissZeitVG nicht vorgeschrieben.

Das Problem wird noch viel größer, wenn der Blick auf all jene Personen fällt, die in den Statistiken überhaupt nicht auftauchen: Auf die arbeitsuchenden und arbeitslosen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, auf die vielen Promovierenden und Post-Docs, die ohne soziale Absicherung über Stipendien finanziert werden, auf diejenigen, die sich mit Jobs in anderen Bereichen finanziell über Wasser halten, aber auf eine Anstellung in der Wissenschaft hoffen oder diejenigen, die zwischen Projekten über das Arbeitsamt einige Monate »zwischenfinanziert« werden. Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen.

Eine dramatische Verschärfung des Wettbewerbs, immer schlechtere Zukunftsperspektiven, immer kürzere Verträge – so lassen sich die Entwicklungen auf dem wissenschaftlichen Arbeitsmarkt zusammenfassen. Diese Situation ist keine über Wissenschaftler/innen hereingebrochene Naturkatastrophe, sondern das Resultat politisch gesteuerter und gestaltbarer Entwicklungen. Zuvorderst sind sicherlich Bund und Länder für diese Situation verantwortlich. Sie haben über die Bereitstellung von Ressourcen

und die gesetzliche Regulierung den größten Einfluss auf die Arbeits- und Karrierebedingungen in der Wissenschaft. Doch auch die Hochschulen können mehr tun. Die Hochschulleitungen haben in den letzten Jahren erheblich an Kompetenzen hinzugewonnen und können stärker selbst über ihre Ressourcen bestimmen. Personalentwicklung ist zumeist jedoch noch immer ein Randthema.

Schließlich sind auch die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler selbst gefordert: Als Kolleg/innen und als Leitungspersonen. Dass Kolleg/innen sich solidarisieren und mobilisieren, kann entscheidend dazu beitragen, dass die skizzierten Probleme nicht einfach stillschweigend ertragen und fortgesetzt werden. Ob Stellen halbiert oder gedrittelt werden, ob in Projektanträgen zusätzliche Mittel für Vertretungen und Vertragsverlängerungen in Folge von Mutterschutz, Elternzeit, Pflege betagter Eltern und anderen Betreuungszeiten eingeplant werden und ob faire Einstellungsverfahren durchgeführt werden, liegt in der Verantwortung von Leitungspersonen.

Unser Ansatz

Trotz der katastrophalen Lage regt sich bislang erstaunlich wenig Widerstand im wissenschaftlichen Mittelbau. Offenbar lassen der Mythos der inneren Berufung, der Überlebenskampf im wissenschaftlichen Bereich, die kurzfristigen Perspektiven und die diffuse Hoffnung, am Ende doch erfolgreich zu sein, nur wenig Raum für Vernetzung und Solidarität. Dazu passt, dass der gewerkschaftliche Organisationsgrad im wissenschaftlichen Bereich seit jeher sehr gering ist.

In unserem Offenen Brief an die DGS haben wir deshalb an die Fachgemeinschaft appelliert, sich konsequent und öffentlichkeitswirksam für eine Verbesserung der Beschäftigungsbedingungen einzusetzen und bestehende Handlungsspielräume zu nutzen. Wir wollen einen Diskussions- und Selbstverständigungsprozess innerhalb der DGS anstoßen und vorantreiben, der auf allen Ebenen zu einer Sensibilisierung beiträgt. Die unserer Meinung nach wichtigste Voraussetzung dafür ist es, eine starke Repräsentanz des Mittelbaus in den Gremien der DGS zu erreichen – um ihn sichtbar zu machen und ihn zu befähigen, die Anliegen des Mittelbaus in allen Kontexten vor- und einzubringen, so dass diese nicht länger implizit oder unbeachtet bleiben. Dies stellt letztendlich auch eine längst fällige Demokratisierung der DGS dar.

Ziel ist es, die Diskussion ausgehend von der Fachgemeinschaft hinaus in die Universitäten, Institute und Gremien zu tragen, nicht nur, um dort auf die prekäre Lage aufmerksam zu machen, sondern auch um auf kleinster Ebene Einzelpersonen und Institutionen dazu aufzufordern, die ihnen je eigenen Handlungsspielräume (z.B. als Vorgesetzte, als Koordinator/innen von Graduiertenschulen) zu nutzen. In diese Richtung zielt unser Vorschlag, Minimalbedingungen guter Arbeit in den Ethikkodex der Fachgesellschaft zu integrieren und auf die konkreten Handlungsmöglichkeiten jeder Einzelperson aufmerksam zu machen. Damit weisen wir auf den Zusammenhang hin, dass für gute wissenschaftliche Praxis gute wissenschaftliche Arbeitsbedingungen die elementare Voraussetzung sind.

Erste Erfolge

Der Offene Brief an die DGS war ein erster großer Erfolg. Über 2.700 Menschen haben unsere Forderungen durch Zeichnung unterstützt. Einige Tageszeitungen berichteten (Lehmann 2014, neues deutschland 2014) und der Vorsitzende der DGS, Stephan Lessenich, kommentierte unsere Initiative zustimmend in einem Artikel in »Forschung und Lehre«. (Lessenich 2014).

Im Rahmen der Sonderveranstaltung »Nachwuchs in der Krise« auf dem DGS-Kongress in Trier haben wir in Arbeitsgruppen verschiedene Handlungsfelder und Forderungen diskutiert.

Ebenso gibt es konkrete positive Konsequenzen. Aufgrund der überwiegend positiven Resonanz auf unsere Forderungen auf der Mitgliederversammlung hat sich das Konzil der DGS dazu entschlossen, die Vorschlagsliste für die Konzilswahlen um drei Vertreter/innen – Tina Weber (LMU München), Eva-Christina Edinger (Pädagogische Hochschule Nordwestschweiz) und Boris Traue (Leuphana-Universität Lüneburg) – des Mittelbaus zu erweitern. Dass alle drei schlussendlich nicht gewählt wurden, macht aus unserer Sicht nur umso deutlicher, dass die Wahlverfahren der DGS insgesamt transparenter werden müssen und unsere Anstrengungen nicht nachlassen dürfen.

Zusätzlich hat der DGS-Vorstand die Einrichtung eines Ausschusses beschlossen, in den der DGS-Vorstand und unsere Initiative jeweils drei Mitglieder entsenden. Dieser soll beraten, wie die konkreten Forderungen für gute Arbeit in der Wissenschaft umgesetzt werden können. Es wird unter anderem darum gehen zu klären, ob der Ethikkodex der richtige Ort für die Formulierung von Standards für »gute Arbeit in der Wissenschaft« ist. Ferner ist noch unklar, in welcher Form der Mittelbau eine gesicherte Gremienrepräsentanz innerhalb der DGS erhalten kann. Gerade in dieser Hinsicht hilft ein Blick über den eigenen Tellerrand. Die Fachgesellschaften der Psychologie, Politikwissenschaft und Kommunikationswissenschaft haben hier bereits Erfahrungen mit verschiedenen Modellen gesammelt, von denen wir profitieren können.

Außerdem hat unser Beispiel in Sachen Bewusstseinsschaffung für die prekären Arbeitsbedingungen Ansteckungseffekte produziert und andere Initiativen angeregt, beispielsweise in der Politikwissenschaft.

Ausblick

Viel ist schon passiert – aber umso mehr bleibt noch zu tun:

- Wir wollen Wege ebnen, um den Diskussionsprozess so schnell wie möglich in die Breite der Mitgliedschaft hineinzutragen und unterschiedliche Foren für den Austausch finden (Sektionstagungen, Kongresse).
- Demokratische und transparente Verfahren und Prozesse zur stetigen Einbindung des Mittelbaus, aber auch zur Einbindung und Repräsentation von Studierenden und ggf. anderen Statusgruppen müssen etabliert werden.
- Mit Nachdruck müssen wir dafür sorgen, dass die Forderungen zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen anschlussfähig für verschiedene Situationen konkretisiert werden und vor allem auch Anwendung finden.
- Wir wünschen uns, dass sich unsere Fachgesellschaft, ähnlich wie beim CHE-Ranking, auch öffentlichkeitswirksam für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft einsetzt.

Der Wind in der deutschen Wissenschaftspolitik steht derzeit günstig. Wissenschaftsrat und HRK haben jüngst ihre Vorschläge zu einer Reform der Karrierebedingungen gemacht, die Novellierung des WissZeitVG steht an und auch die Spitzen der Ministerien haben Handlungsbedarf erkannt. Konkret ist aber noch nichts. Für uns heißt das vor allem eines: Wir lassen nicht locker.

Nina Amelung, Eva-Christina Edinger, Jan-Christoph Rogge, Peter Ullrich und Tina Weber

Quellen

- Jongmanns, G. 2011: Evaluation des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes (WissZeit-VG). Gesetzesevaluation im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung. Hannover. http://www.his.de/pdf/pub_fh/fh-201104.pdf (Zugriff: 25.01.2015)
- Kreckel, R. 2013: Akademischer Nachwuchs als Beruf? Zur unzeitgemäßen Aktualität Max Webers. In M. Haller (Hrsg.), Wissenschaft als Beruf. Bestandsaufnahme Diagnosen Empfehlungen. Forschung und Gesellschaft, 54–67. Wien. www.oeaw.ac.at/fileadmin/NEWS/2013/pdf/FuG_5_Wissenschaft-als-Beruf_fuer_Web.pdf (Zugriff: 25.01.2015)
- Lehmann, A. 2014: Soziologen sollen sozial sein. Taz vom 9.10.2014. http://m.taz.de/Prekaere-Arbeit-in-der-Wissenschaft/!147283;m/ (Zugriff 11.01.2015)
- Lessenich, S. (2014): Standpunkt: Kinder des Olymp. In: Forschung und Lehre. www.forschung-und-lehre.de/wordpress/?p=17073 (Zugriff 11.01.2015)
- Neues Deutschland 2014: Nachwuchs-Soziologen fordern Beschäftigungsstandard. 1.10.2014. www.neues-deutschland.de/artikel/947795.nachwuchs-soziologen-for dern-beschaeftigungsstandards.html (Zugriff 11.01.2015)

Habilitationen

Dr. Rasmus Hoffmann hat sich am 12. November 2014 an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Rostock habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »International comparative research on health«. Die venia legendi lautet Empirische Sozialforschung.

Dr. Katharina Manderscheid hat sich am 14. Januar 2015 an der Universität Luzern habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Ungleiche Mobilitäten. Eine (post)strukturalistische Verortung räumlicher Bewegungen in der Soziologie«. Die venia legendi lautet Soziologie.

Vom Rüttelflug des Falken Ulrich Oevermann zum 75. Geburtstag

»Do you know that Ulrich is the German Bourdieu?«, so Basil Bernstein bei einem Treffen in London anlässlich der Vorbereitung einer bildungssoziologischen Konferenz. Ulrich Oevermann feiert in diesen Tagen seinen 75. Geburtstag, Anlass für den Schüler und Freund, eine leicht übersehene Sinnstruktur hermeneutischer Praxis herauszuarbeiten, auch deshalb, weil die Lokalität ihrer Entstehung - das legendäre Universitätsgebäude der Goethe-Universität Frankfurt, AFE-Turm genannt – zu Staub geworden und somit unwiederbringlich verschwunden ist. Ein factum brutum, das allerdings die Geltungskraft der aufgedeckten Figur nicht zu erschüttern vermag. Oevermanns Oeuvre als Leistung zu würdigen, eine einzigartige Synthese strukturalistischer Theorie und Methodologie, die in bildungssoziologischen Fragestellungen ihren Anfang nimmt, erübrigt sich an dieser Stelle. Wer den eindrucksvollen Nachruf auf seinen Lehrer M. Rainer Lepsius liest, kann sich nebenbei von den Stationen der akademischen Formung Ulrich Oevermanns ein Bild machen. Frankfurt wurde Ort einer legendären geistigen Schaffenskraft, Fokus eines Gelehrtentums, das Kooperationen mit geistes- und naturwissenschaftlichen Disziplinen initiierte, die Grenzen des Fachs Soziologie überbrückte und überdies auf die geistige Situation der Stadt ausstrahlte. Viel Disziplingeschichtliches an seinem Profil ist noch nicht erschlossen: Bourdieu, Bernstein und Oevermann, beinahe generationsgleich und über die professionelle Kollegialität hinaus in Freundschaft verbunden, in vergleichbarer Aufmerksamkeit für die Bildungsbenachteiligung in ihren Ländern, beginnen ihre akademische Karrieren aus einer Position der erfahrenen Marginalität, sei es kulturell, von der Klassenlage des Elternhauses oder aus der spezifischen Familienkonstellation. Es zählt zu den bemerkenswerten Ausdrucksformen breiter öffentlicher Resonanz der Soziologie in den siebziger Jahren, dass drei Forscher die empirische Analyse der Bildungssysteme ihrer Herkunftsländer England, Frankreich und Deutschland zum Anlass nehmen, die Soziologie auf eine theoretische Perspektive zu verpflichten, die der Operativität der Sprache eine Schlüsselrolle zuweist. Die Kunst des Sprechens, die elaborierte Performanz, erscheinen in ihren Forschungen als Medien einer Privilegien sichernden Institutionenstruktur, aber gleichermaßen als Bedingungen der Möglichkeit für die Identitätsentwicklung und autonome Lebensführung der Person. Pierre Bourdieu, der mit der Studie über die »Illusion der

Chancengleichheit« den Voraussetzungen für die verschlossenen Tore der höheren Bildung in Frankreich nachgeht, Basil Bernstein, der in der Theorie der linguistischen Kodes das Scheitern derjenigen nachweist, denen qua Milieuzugehörigkeit elaborierte Sprach- und Ausdrucksformen nicht zugänglich sind, und schließlich Ulrich Oevermann, der, Bernsteins Konzept auf die deutsche Situation übertragend, die aus heutiger Sicht kaum noch nachvollziehbare Selektivität der deutschen Gymnasialbildung empirisch belegt und den Bildungsdebatten der siebziger Jahre fundiert Nachdruck verleiht. Der Geburtstag ist nicht Anlass für Theorievergleiche oder für das Herausarbeiten von Gemeinsamkeit und Differenz der drei Ansätze im Zugriff auf die Sprache, deren sorgfältiger Analyse Oevermann eine spezifische Methodologie widmet. Wollte man eine typische Formulierung von Jürgen Habermas, dem zweiten Lehrer Oevermanns aufgreifen, dann hat Oevermann Habermas »urbanisiert«, wenn dieser Gadamer urbanisiert hat, und der - so die originale Formel - Heidegger »urbanisiert« hat. Lassen wir derartig anspruchsvolle Genealogien, vielmehr sei an eine biografisch in Oevermanns frühe Kindheit und Jugend zurückreichende Begeisterung für die gefiederte Welt erinnert. Seine Bewunderung derjenigen, die fliegen können und die der Schwerkraft exzentrischer Positionalität den Flügelschlag in der Thermik entgegensetzen, ist legendär, der Tier-Faszination eines George Herbert Mead oder des in vielen Anekdoten bewunderten Konrad Lorenz für die gefiederte Welt vergleichbar. Während der Interpretationssitzungen bei Ulrich Oevermann, zeitlich in einer Struktur, die den Unterschied zwischen Tag und Nacht zum Verschwinden brachte, waren es lediglich die Turmfalken, denen das Vorrecht eingeräumt war, die unerbittliche Strenge der Sequenzanalyse zu durchbrechen. Ihrem virtuos kapriziösen Taumel, mit dem sie dem unstillbaren Vergnügen der Balz nachgingen, konnte auch Oevermann nicht widerstehen. Die Interpretationsgemeinschaft der objektiven Hermeneutik, die in den oberen Stockwerken des AFE-Turms, somit in ebenbürtiger Höhe, tagte, vergaß jeden Anspruch auf methodologischen Heroismus, stürzte – so mancher auch dankbar wegen des Geschenks einer kurzen Pause - ans Fenster, um dem Flug der Falken nachzuspüren. Eine Lesart dieser stets enthusiastisch genossenen Freude über die Flugkunst der Vögel sei hier angesprochen - der Rüttelflug, der im übrigen all denen als Metapher hilfreich sei, die noch angesichts der inzwischen handbuchwürdig gewordenen Methodologie der objektiven Hermeneutik ihre Schwierigkeiten haben mit einer einzigartigen und produktiven Form, hartnäckig und geduldig zu forschen. Der Rüttel-

flug des Falken enthält die Sinnstruktur des objektiv hermeneutischen Vorgehens: in anstrengender Schwebe über einem fernen Etwas, über einer auf nichts Bedeutendes hinweisenden Oberfläche, hält der Falke inne, motiviert von einer aus der Idee objektiver Wahrscheinlichkeit getragenen Gewissheit, in der Trivialität des unter ihm existierenden Etwas Beute zu machen, aufzudecken, davonzutragen und zu konsumieren. Der Falke ist das Wappentier der objektiven Hermeneutik, der Stock, mit dem - wie Helmuth Plessner zu berichten weiß – Edmund Husserl einst in Göttingen mit den Worten »zurück zu den Sachen« ans Gartentor stieß, reicht nicht aus, um die phänomenologische Sorgfalt in Fahrt zu bringen. Falkengleich lässt sich der sequenzanalytische Verstehensvorgang durch das Gerede, durch das noch so harmlose Geplätscher einer Kommunikation, durch das in Sekunden dahingeworfene »Die kann se ganz gut« oder »Wann krieg ich denn endlich einmal was zu essen« nicht von der hypothetischen Gewissheit abbringen, gerade darin Beute zu machen, in der Amorphie des Gesprochenen Determinierendes aufzudecken, dessen Handlungswirksamkeit zu bestimmen, in seinen Voraussetzungen und Folgen zu diagnostizieren - »Tiere vor der Kamera«. Ulrich Oevermann, dem ein herzlicher Glückwunsch zugerufen wird, mag als Ornithologe der hier aufgedeckten Figur des deutenden Verstehens, unterlegt einer seinerzeit willkommenen Ablenkung durch die Natur, und entschlüsselt als Metapher des eigenen Tuns, zustimmen oder nicht, nachträglich mit Sinn gefüllt sei sie als Geburtstagsgruß und Dank formuliert, stellvertretend für viele, die in der Interpretationswerkstatt gelernt haben.

Tilman Allert

Claus Offe zum 75. Geburtstag

Claus Offe gehört zweifellos zu den renommiertesten und meistzitierten deutschen Sozialwissenschaftlern der Gegenwart.¹ Publish or Perish listet 916 papers mit insgesamt 32.777 Zitationen, 655 pro Jahr, an der Spitze die englischsprachigen Sammelbände »Contradictions of the Welfare State« (2.669 Zitationen) und »Disorganized Capitalism« (1.769 Zitationen), gefolgt von einigen englischsprachigen Aufsätzen und spanischen Übersetzungen.² Die Gründe für diesen internationalen Rezeptionserfolg sind vielfältig. Offes Forschung bezieht sich auf die grundlegenden institutionellen Komplexe moderner Gesellschaften, nämlich den kapitalistischen Arbeitsmarkt und die liberale Demokratie, auf deren Funktionen, Dysfunktionen, konfligierende Eigenlogiken und spannungsreiche Interdependenzen, welche die asymmetrischen Machtpositionen der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen konstituieren und die Dynamik der wohlfahrtsstaatlich verfassten kapitalistischen Demokratien speisen. Dabei lässt er sich von aktuellen Herausforderungen anregen und versteht seine Analysen als Beitrag zur gesellschaftlichen Selbstaufklärung; sozialwissenschaftliche Forschung hat dieser Auffassung zufolge in erster Linie den Sinn, neue Perspektiven sowie relevante Informationen in die politische Öffentlichkeit einzuspeisen und auf diese Weise die Qualität der normativen Debatten einer Gesellschaft zu steigern. Damit begibt Offe sich gerade nicht auf das Feld utopischer, von empirischen Befunden entkoppelter Spekulation; in seiner Forschung verkörpert sich vielmehr der nüchterne, methodisch kontrollierte Blick der professionalisierten Sozialwissenschaften. Geprägt worden ist dieser nicht zuletzt durch den frühen Kontakt mit und die produktive Verarbeitung der englischsprachigen Forschung. Hinzu kommt Offes Neigung, die Widersprüche, Probleme, Hindernisse und Blockaden institutioneller Arrangements aufzuzeigen.

Claus Offe wurde am 16. März 1940 in Berlin geboren und wächst gemeinsam mit seinen zwei jüngeren Brüdern und einer Adoptivschwester in einem unpolitischen bürgerlichen Elternhaus auf. Offe macht in Wuppertal

¹ Diesem Beitrag liegen Abschnitte zugrunde aus David Strecker, Rückkehr der Krisentheorie? Ein Blick voraus auf Claus Offes Frühwerk. Zeitschrift für Politische Theorie 4, Heft 2, 2013, 247–252 und David Strecker, Claus Offe. In Eckhard Jesse, Sebastian Liebold (Hg.) 2014: Deutsche Politikwissenschaftler – Werk und Wirkung. Von Abendroth bis Zellentin, Baden-Baden: Nomos, 597–611.

² Eine vollständige Bibliographie findet sich auf Claus Offes homepage unter www.hertie-school.org/de/offe/

das Abitur. Seine Aufmerksamkeit während dieser Zeit gilt einer Lokalzeitung, für die er schreibt, sowie der Lektüre existentialistischer Literatur und auch schon einiger Schriften von Marx und Freud; er reist per Anhalter durch Westeuropa, versucht sich an Theater und Jazz, will Musiker werden und scheitert mit diesen Ambitionen.

Seit 1959 in Köln in Musikwissenschaft und Soziologie immatrikuliert wechselt Offe daraufhin 1960 an die FU Berlin, wo er neben Soziologie Volkswirtschaft und Philosophie studiert. Er lernt vor allem Politische Soziologie und Industriesoziologie bei Otto Stammer, den Offe als seinen Lehrer bezeichnet, wird mit den Schriften der Weimarer Juristen bekannt, und schließt 1965 bei Ludwig von Friedeburg mit einer mit gutt bewerteten Diplomarbeit zum Begriff der Technik bei Arnold Gehlen und Helmut Schelsky ab. Die dort diskutierten Autoren waren ihrer NS-Vergangenheit zum Trotz bekanntlich zu den wichtigsten Fachvertretern avanciert und beeinflussten mit ihren technokratischen Gesellschaftskonzeptionen auch das öffentliche Bewusstsein der damaligen Bundesrepublik Deutschland.

1965 wird der nunmehr gerade 25-jährige Offe neben Ulrich Oevermann der zweite soziologischen Assistent beim gut zehn Jahre älteren Habermas. In den Frankfurter Jahren beginnt er auch Analysen zu publizieren, die orthodoxen marxistischen Kreisen als revisionistisch gelten und doch deutlich kapitalismuskritischer sind als die damaligen Äußerungen von Habermas. 1968 wird Offe mit der zwei Jahre darauf veröffentlichten Studie »Leistungsprinzip und industrielle Arbeit« promoviert, welche die in den Folgejahren systematisch ausgearbeitete Analyse gesamtgesellschaftlicher Krisentendenzen ebenso vorwegnimmt wie sein Interesse an der Idee eines bedingungslosen Grundeinkommens, für das er sich bis heute politisch engagiert. Ebenfalls 1968 wirkt er an einer Arbeitsgruppe mit, die kurzfristig die Chance erhält, auf dem Frankfurter Soziologentag ein Referat »Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?« vorzutragen; der daraus hervorgegangene Aufsatz »Politische Herrschaft und Klassenstrukturen« markiert Offes wissenschaftlichen Durchbruch.

Kurz darauf erhält Offe ein Stipendium, mit dem er für anderthalb Jahre nach Berkeley und Harvard geht. Dies stellt gleichermaßen den Beginn seiner umfassenden Rezeption angelsächsischer sozialwissenschaftlicher Debatten und Ansätze dar wie auch den Auftakt einer langen Reihe von Auslandsaufenthalten, die ihn im Laufe der Zeit nicht zuletzt an ein Institute for Advanced Studies nach dem anderen führen (so zum Beispiel 1977/78 Princeton, 1982/83 Wassenaar, 1984 Wien, 1987/88 Stanford)

unter anderem mit Reinhard Bendix, Robert Dahl, Jon Elster, Albert O. Hirschman, David Lockwood, Steven Lukes, Mancur Olson, Ulrich K. Preuß sowie Philippe Schmitter ins Gespräch bringen, und mit der inhaltlichen Beteiligung an mehreren wissenschaftlichen Organisationen und Netzwerken einhergehen, insbesondere der Union for Radical Political Economics (URPE) und dem Basic Income Earth Network (BIEN).

1971 kehrt er nach Deutschland an das neugründete Starnberger Max-Planck-Institut zurück, an dem Habermas, der dem politisierten Universitätsalltag den Rücken gekehrt hatte, als Ko-Direktor gewissermaßen beabsichtigte, das frühe Programm des Frankfurter Instituts für Sozialforschung in modernisierter Form wiederaufleben zu lassen. Offe galt bald gemeinsam mit Habermas als führender Kopf einer zweiten Generation der ›Kritischen Theories der ›Frankfurter Schules, die im Rahmen der 68er-Bewegung wiederentdeckt worden war und hierzulande als die kritische Alternative zu den etablierten Ansätzen der oben erwähnten ehemals nationalsozialistischen Autoren verstanden wurde. Entscheidend dafür war freilich die von Offe und Habermas damals entwickelte Spätkapitalismustheorie, die mit ihrer ersten systematischen Darstellung in Offes Aufsatzsammlung »Strukturprobleme des kapitalistischen Staates« ein breiteres Publikum fand, 1973 habilitierte Offe an der Universität Konstanz in Politikwissenschaft mit einer Arbeit, die diesen Ansatz weiter ausgearbeitet hat, und erhielt 1975 in Bielefeld eine Professur für Politikwissenschaft und Soziologie.

Noch in den ersten Jahren dort tritt die Spätkapitalismustheorie zunehmend in den Hintergrund. Als Büronachbar von Niklas Luhmann, der ihm ein ähnlich wichtiger Gesprächspartner wie Habermas wird, beschäftigt er sich nun vorrangig mit Sozialpolitik und Neokorporatismus sowie Arbeitsmarktpolitik und dem Strukturwandel des Arbeitsmarktes im Zusammenhang mit dem Wachstum des Dienstleistungssektors. 1989 wechselt er als erster Sprecher des neugegründeten Zentrums für Sozialpolitik (ZeS) an die Universität Bremen, wo er, wie schon in Bielefeld, einen Lehrstuhl für Politikwissenschaft und Soziologie besetzt. Weiterhin vielfältig als Gastwissenschaftler tätig, nicht zuletzt am Wissenschaftskolleg in Berlin, studiert Offe in den Bremer Jahren freilich vor allem den historischen Umbruch und betreibt Transitionsforschung. Dies setzt sich fort, als er 1995 nach Berlin an die Humboldt Universität geht, wo er bis zu seiner Emeritierung 2005 den Bereich »Politische Soziologie und Sozialpolitik« verantwortet. Neben der Analyse postkommunistischer Gesellschaften rücken demokratietheoretische Überlegungen nun ins Zentrum seiner Arbeit.

Außerdem beginnt er sich zunehmend mit dem europäischen Integrationsprozess zu beschäftigen. Seine Gastaufenthalte setzen sich fort, die nun auch regelmäßige Lehrtätigkeiten an der New Yorker New School for Social Research sowie der Australian National University in Canberra beinhalten. All dies ändert sich kaum, als er danach eine Professur für Politische Soziologie an der Hertie School of Governance annimmt. Dort eigentlich im Frühjahr 2012 im Rahmen eines Symposiums verabschiedet, ist Offe gleichwohl bis zum heutigen Tage an dieser privaten Hochschule tätig.

Claus Offe hat zahlreiche Studierende und Wissenschaftler geprägt, doch Offe-Schüler im engeren Sinne oder erst recht eine Offe-Schule gibt es nicht. Das hat nicht zuletzt mit dem eklektischen Charakter seines Werkes zu tun, das bei aller inhaltlichen Kontinuität keine kohärente Theorie bildet und sich durch eine Vielfalt an Themen und Methoden auszeichnet: den kapitalistischen Staat und seine Krisenhaftigkeit, den Wandel des Arbeitsmarktes mit dessen Folgen für die Gewerkschaftspolitik, die Wachstumszwänge der Moderne und die Entwicklung sozialer Bewegungen, die Transformation staatssozialistischer Gesellschaften und die soziomoralischen Voraussetzungen institutioneller Ordnungen, die staatlichen Handlungspotentiale im europäischen Integrationsprozess sowie die Funktionsdefizite wohlfahrtsstaatlich organisierter liberaler Demokratien. Dabei bedient er sich eines Methodenpluralismus, der marxistische ebenso wie funktionalistische Theoreme kennt, Webersche Motive und Überlegungen der kritischen Elitentheorie, Systemtheorie und Rational Choice, Moralsoziologie, Institutionenanalyse sowie empirische Sozialforschung und auch die Ideengeschichte. All dies bildet kein bruchloses Ganzes, wenn sich auch Offes Schriften der späten 1960er und eines größeren Teils der 1970er Jahre zu der recht kohärenten Spätkapitalismustheorie zusammenfügen, deren lebhafte Rezeption für Offes Reputation von entscheidender Bedeutung war.

Angesichts der aktuellen Verwerfungen, durch die der heute global entfesselte, finanzmarktgetriebene Kapitalismus die politischen Eliten zu immer kurzatmigeren Reaktionen nötigt, sind Kapitalismusanalyse und Krisenthematik auf die sozialwissenschaftliche Bühne zurückgekehrt. Diese Entwicklung verhilft auch der zwischenzeitlich vergessenen Spätkapitalismustheorie zu neuer Aufmerksamkeit. Indes pflegt nicht nur Offe selbst ein eher distanziertes und ambivalentes Verhältnis zu seinen frühen Schriften. Auch eine Neuauflage der »Strukturprobleme« und jüngere Aktualisierungsbemühungen dürften wenig daran geändert haben, dass die Spätkapi-

talismustheorie über ihren Namen hinaus gegenwärtig kaum mehr zum etablierten Kernbestand sozialtheoretischen Wissens gezählt werden darf. Dieser Umstand erklärt auch, dass die gesellschaftstheoretische Relevanz der Spätkapitalismustheorie, die sich zum Beispiel darin zeigt, dass die berühmte Kolonialisierungsthese von Habermas aus einer Weiterentwicklung der Spätkapitalismustheorie hervorgegangen ist, bislang kaum Beachtung findet und ihr Potenzial für eine überzeugende aktuellen Krisentheorie einstweilen unausgelotet bleibt.

Neben der grundlegenden Einsicht in das Erfordernis einer Verknüpfung handlungstheoretischer und funktionalistischer Annahmen zeigt sich insbesondere an dem aus der Perspektive der Spätkapitalismustheorie überraschenden Verhalten sowohl der Eliten wie der breiten Bevölkerung, dass die Frankfurter Krisentheorie die Genese handlungsleitender Überzeugungen nicht hinreichend ausgeleuchtet und trotz aller Distanz zu kruden materialistischen Annahmen allzu direkt von sozialen Strukturen auf Akteursüberzeugungen geschlossen hat. Abgesehen von dem überholten nationalstaatlichen Analyserahmen wurzeln die falschen Prognosen in erster Linie in fehlerhaften Annahmen darüber, welche Akteure wann welche Forderungen erheben und welche Zumutungen von ihnen in welchen Konstellationen hingenommen werden. Es ist also vor allem der Zusammenhang von Krise und Konflikt, der gerade angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen einer erneuten Analyse bedarf.

Ebenso wie die Annahmen über künftige Legitimitätskrisen haben sich auch Offes prognostische Überlegungen zur Zukunft der Arbeitsgesellschaft nicht bestätigt. Der Gesellschaft ist die Arbeit nicht ausgegangen, im Gegenteil, insbesondere durch die Zunahme der Frauenarbeit ist der Anteil der Beschäftigten an der Gesamtbevölkerung gestiegen. Und postmaterielle Wertorientierungen, die ohnehin eher unter Bedingungen ökonomischer Stabilität gedeihen, haben den biographischen Stellenwert der Berufstätigkeit keineswegs unterminiert. Gesellschaftsstrukturell und in der individuellen Lebensgestaltung bleibt Arbeit ein zentraler Faktor. Wir erleben also nicht das Ende der Arbeitsgesellschaft, sondern ihre Transformation. Und doch entwertet dieser Befund Offes Analysen nicht, die nicht nur im Detail scharfsinnig und erhellend bleiben, sondern vor allem das grundlegende Problem treffend identifiziert haben, dass der Arbeitsmarkt als solcher die Funktion einer stabilen Zuteilung von Lebenschancen nicht erfüllt.

In diesem Urteil über Offes Analysen kommt ein Muster zum Ausdruck, das an seinen Transformationsstudien noch augenfälliger wird.

Allen Problemen und Misserfolgen des politisch bewerkstelligten Umbaus der ehemaligen Ostblockstaaten zum Trotz besteht doch weitgehend Einigkeit, dass die Transition in den meisten Fällen im Prinzip gelungen ist. Die parallele Einführung kapitalistischer Arbeitsmärkte und repräsentativer Demokratie hat sich nicht als unmöglich erwiesen. Auch hier fungieren Offes Analysen somit vor allem als Füllhorn erhellender Einsichten und instruktiver Anregungen, deren prognostische Kraft jedoch zum Teil gering und deren systematische Ausarbeitung anderen überlassen bleibt.

Das Interesse an Offes Schriften speist sich in erster Linie aus der andauernden Aktualität des Spannungsverhältnisses von Kapitalismus und Demokratie und der daraus resultierenden Dauerkrise des wohlfahrtsstaatlichen Institutionenkomplexes. An dieser Aktualität dürfte sich einstweilen nichts ändern. Allerdings hat Offe dieses Thema weitgehend aus der Perspektive des westlichen Nationalstaates analysiert, dessen überkommene Strukturen bekanntlich seit längerem unter Druck stehen und im Wandel begriffen sind. Vieles spricht dafür, dass die Substanz dieses Modells in der OECD-Welt an Bedeutung verlieren wird, sich die globalen Machtzentren verlagern und zudem neue netzwerkartige und fluidere Strukturen herausbilden. Dann wird sich die Frage neu stellen, welches Anregungspotential von Offes Studien mit ihrer grundlegenden Betonung der Relevanz formaler Institutionen, dem staatstheoretischen Ansatz und ihrem Fokus auf den Wohlfahrtsstaat künftig ausgehen wird.

David Strecker

Ein Leben für die Soziologie In memoriam Ulrich Beck (15. Mai 1944 – 1. Januar 2015)

»Ulrich Beck war der größte Soziologe seiner Generation.« (Giddens 2015)

»Die Weite seines wissenschaftlichen Horizonts, der Mut, neu zu denken, gepaart mit einer absoluten Bescheidenheit und unprätentiösem Auftreten, ohne sich als den großen Erneuerer darzustellen, der er tatsächlich war, machen ihn zu einem Erben Max Webers.« (Latour 2015)

Mit Ulrich Beck, der am 1. Januar 2015 völlig überraschend und viel zu früh im Alter von 70 Jahren in München an einem Herzinfarkt verstorben ist, hat die Deutsche Gesellschaft für Soziologie eines ihrer profiliertesten Mitglieder und die deutsche Nachkriegssoziologie einen ihrer wichtigsten, weltweit hochgeachteten Vertreter verloren. Ulrich Beck wechselte nach einem nur einsemestrigen Jura-Studium in Freiburg schon 1966 zum Studium der Soziologie, Philosophie, Psychologie und Politikwissenschaft an die Universität München, wo er 1972 mit einer Arbeit über »Objektivität und Normativität« promovierte, anschließend im Sonderforschungsbereich (SFB) 101 »Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitskräfteforschung« arbeitete und sich 1979 habilitierte.

Obwohl wir beide etwa zur gleichen Zeit am Münchner Institut für Soziologie zu tun hatten - er als SFB-Mitarbeiter und (zeitweise) Assistent von Karl-Martin Bolte, ich seit 1974 als Student –, war mein erster Kontakt mit Ulrich Beck ein eher indirekter: Als studentische Hilfskraft im Bayrischen Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung hatte ich unter anderem die Aufgabe, neuere Literatur zur damals viel diskutierten Problematik eines befürchteten Überangebots an und der vermeintlich zu geringen Nachfrage nach höheren, insbesondere akademischen Qualifikationen auszuwerten. Meine daraus entstandene, erste kleine Veröffentlichung zu theoretischen Grundlagen des SFB 101 mit dem Titel »Arbeit, Beruf, Subjekt« war dann ausgesprochen hilfreich für meine erste persönliche Begegnung mit Ulrich Beck bei ihm in der Münchner Seestraße, wo er damals mit seiner Frau Elisabeth Beck-Gernsheim, Mitautorin vieler gemeinsamer Bücher und später selbst Professorin für Soziologie in Hamburg, Erlangen-Nürnberg und Trondheim, (fast) mit Blick auf den Englischen Garten wohnte. Im Anschluss daran kam ich 1981/1982 als der zweite, jüngere Assistent (der andere war Christoph Lau) und als Redakteur der Sozialen Welt, deren (Mit-)Herausgeber (neben Heinz Hartmann) Ulrich Beck in Münster geworden und bis zuletzt geblieben war, zu ihm an die Universität Bamberg. In die Zeit zwischen meinem Vorstellungsgespräch bei ihm in München und meinem Arbeitsbeginn in Bamberg fällt auch eine bis heute kaum bekannte Episode, die im Anhang dieses Nachrufes dokumentiert ist. Sein Handeln in dieser »Affäre« zeigt Ulrich Becks Sinn für Gerechtigkeit und Ehrlichkeit ebenso wie seinen politisch-moralischen Mut und seine Loyalität gegenüber seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

In Bamberg, wo er nach einem Heisenberg-Stipendium der DFG, einem Ruf nach Stuttgart-Hohenheim und einer ersten Professur an der Universität Münster bis zu seinem Wechsel (zurück) nach München (im Jahre 1992) tätig war, richtete er 1982 für die DGS, deren Mitglied Ulrich Beck seit 1976 war, den Soziologiekongress zur »Krise der Arbeitsgesellschaft« aus. Über diesen bis heute viel beachteten Kongress zu berichten, war denn auch eine meiner ersten größeren Aufgaben in meiner langjährigen Zusammenarbeit mit ihm, in der ich ihn nicht nur als ungemein ideenreichen und produktiven Soziologen, sondern auch als einen engagierten und geduldigen (Hochschul-)Lehrer und als jemanden kennenlernen durfte, der seine Positionen und Entscheidungen, wenn es denn sein musste, durchaus bestimmt, aber trotzdem immer freundlich zu vertreten wusste.

In die Bamberger Zeit fiel – neben später folgenden Aufenthalten als Fellow am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (1989-1990) und am Wissenschaftskolleg zu Berlin (1990-1991) - auch seine maßgebliche Beteiligung am DFG-Forschungsschwerpunkt zur »Verwendung sozial-wissenschaftlicher Ergebnisse« (1981–1988). Dieser wurde von ihm und Wolfgang Bonß koordiniert, im ersten Sonderband der Sozialen Welt zu »Soziologie und Praxis« und einem weiteren Sammelband mit dem Titel »Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung« zur Diskussion gestellt. Einsichten aus diesem Forschungsschwerpunkt wurden zu einem wichtigen Anstoß für seine unter anderem im dritten Teil seiner »Risikogesellschaft« ausführlicher vorgestellten, in Diskussionen mit Anthony Giddens und Scott Lash weiter entfalteten Überlegungen zur »Dialektik der Verwissenschaftlichung, die durch wachsende Präzision im Detail bei zunehmenden Unschärfen des Gesamtzusammenhangs gekennzeichnet ist und die im Extremfall zu irreversiblen Veränderungen der ökologischen Grundlagen des Lebens führen kann« (Bonß 2014: 357).

Von 1989 bis 1992 war Ulrich Beck Mitglied im Vorstand der DGS, vorher und gleichzeitig Gründungsmitglied der DGS-Sektion Umweltsoziologie und der von Stefan Hradil ins Leben gerufenen DGS-Sektion Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse. Vor allem die letztgenannte Sektion wurde zum Forum für Auseinandersetzungen mit Ulrich Becks von Anfang an heiß diskutierten Thesen von einem tiefgreifenden Bedeutungswandel sozialer Ungleichheiten »jenseits von Stand und Klasse« und einer forcierten Individualisierung von Lebenswegen, Lebenslagen und Lebensformen in der Nachkriegsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Die »Individualisierungsthese« und weitere damit einhergehende Überlegungen zur steigenden Beweglichkeit in Lebens- und Erwerbsverläufen oder zum »Fahrstuhleffekt« - weitgehend konstante Ungleichheitsrelationen oder, was Ulrich Beck nie ausgeschlossen hat, auch sich wieder verschärfende Ungleichheiten bei gleichzeitigem »Höherfahren« der gesamten Ungleichheitsstruktur - provozieren bis heute zum Teil heftige soziologische Abwehrreaktionen. Diese standen und stehen in einem merkwürdigen Kontrast zur oftmals zustimmenden, öffentlichen und politischen Aufmerksamkeit für Individualisierungserscheinungen.

In einem merkwürdigen Kontrast zur, wie Ulrich Beck immer mal wieder (selbst-)ironisch anmerkte, Entdeckung und »Erfindung« nicht nur der »Risikogesellschaft« im Jahre 1986, sondern noch weiterer »Gesellschaften« – der »Erlebnisgesellschaft« von Gerhard Schulze (1992) und der »Multioptionsgesellschaft« von Peter Gross (1994) –, stand übrigens auch der Ort dieser Entdeckungen: Die barock-katholisch geprägte, zwar Universitätsaber eben auch Kleinstadt Bamberg, deren in Teilen noch fast vormodernen Zügen sich Ulrich Beck durch ausgiebige (Arbeits- und Schreib-)Aufenthalte in München und an den Ufern des Starnberger Sees zu entziehen wusste. Beim Schwimmen im See traf er, wie er gerne erzählte, bisweilen auf Jürgen Habermas, mit dem er dann, so darf spekuliert werden, über die »reflexive Moderne« diskutierte.

Im Jahre 2004 konnte Ulrich Beck dann auf dem ebenfalls von ihm mit organisierten DGS-Kongress in München, der den Titel »Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede« trug, den »Preis für herausragende Leistungen auf dem Gebiet der öffentlichen Wirksamkeit der Soziologie« entgegen nehmen. Beim Jenaer Soziologiekongress 2008 sprach er zur Eröffnung über die »Neuvermessung der Ungleichheit unter den Menschen«. Im Jahre 2014 erhielt er, neben weiteren Preisen und Ehrendoktorwürden aus früheren Jahren, noch den Lifetime Achievement Award – For Most Distinguished Con-

tribution to Futures Research der International Sociological Association. Und auf dem DGS-Kongress im Oktober 2014 in Trier hielt er eine eindrucksvolle Laudatio auf Zygmunt Bauman (Beck 2014).

Mit Ulrich Beck hat aber nicht nur die DGS ein engagiertes Mitglied verloren. Darüber hinaus muss die Soziologie in Deutschland und in der ganzen Welt den Verlust eines außergewöhnlich produktiven und innovativen, öffentlich wirksamen und wirkmächtigen Soziologen betrauern. Schon in seiner unveröffentlichten Habilitationsschrift aus dem Jahr 1978, die den Titel »Soziale Wirklichkeit als Produkt gesellschaftlicher Arbeit« trug, aber beispielsweise auch in seiner Antrittsvorlesung an der Universität Bamberg machte er unmissverständlich klar: Die »gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit« war für ihn mehr als eine erkenntnistheoretische oder rein wissenssoziologische Prämisse, hinter der sich die Soziologie mit ihren methodologischen Engführungen und, wie er das später nennen würde, blickverengenden »Begriffszombies« verschanzen konnte.

Vielmehr und vorrangig ging es Ulrich Beck vor dem Hintergrund eines breiten und kritischen Verständnisses von »Praxis«, oftmals ganz unmittelbar um Fragen (alltags-)praktischer Realitätskonstruktionen – und damit zugleich um Möglichkeiten einer Um- und Neu-Gestaltung von Institutionen oder gar, auch wenn das vermessen klingen mag, von Gesellschaften. Er wollte zeitgenössische Gesellschaften in ihrer »halbierten« Modernität – beispielsweise mit Blick auf in »konservativen« Wohlfahrtsstaaten wie der alten BRD lange Zeit vorherrschende, traditionsverhaftete Vorstellungen vom Geschlechterverhältnis und von Familien (Stichwort: *male-breadwinner-*Modell) –, in ihren daraus resultierenden Paradoxien und Widersprüchen nicht nur soziologisch analysieren, sondern sie dadurch zugleich in ihren institutionellen Grundlagen (politisch) verändern.

Im Zusammenhang mit dieser »(Neu-)Erfindung des Politischen« fand er den Begriff der »Subpolitik«, also einer vor- und teilweise auch antiinstitutionellen »Politik«, für die das »Private« immer auch »politisch« ist, sich »Widerstand« auch in vielen »kleinen« Praktiken des Alltags, etwa in Betrieben oder auch beim ökologisch bewussten Konsumieren und Mülltrennen, niederschlägt. Ein zentrales Mittel seiner im klassischen Sinne »aufklärerischen« soziologischen Praxis waren Ulrich Beck neben politikberatenden Tätigkeiten, wobei er auch eher ungeliebte politische »Arenen« nicht scheute (etwa 1995 bis 1997 als Mitglied der »Kommission für Zukunftsfragen der Freistaaten Bayern und Sachsen« oder 2001 als Mitglied der Ethik-Kommission »Sichere Energieversorgung«), unzähligen Aufsät-

zen und Vorträgen (1999 erhielt er den Cicero-Preis für öffentliche Reden) vor allem die mehr als 50 von ihm allein oder mit anderen, darunter oft Elisabeth Beck-Gernsheim, verfassten oder herausgegebenen Bücher, von denen viele zu soziologischen Bestsellern und in viele Sprachen übersetzt wurden.

An allererster Stelle ist hier natürlich seine noch vor Tschernobyl geschriebene, so riskante wie brillante und weitsichtige Gesellschaftsdiagnose »Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne« aus dem Jahre 1986 zu nennen. Dieses »richtige Buch zum richtigen Zeitpunkt« (Bonß 2014: 356) traf buchstäblich den »Nerv« der Zeit, wurde bis heute immer wieder neu aufgelegt und, wenn ich richtig gezählt habe, in mehr als 20 Sprachen übersetzt. Es kann mittlerweile mit Fug und Recht als soziologischer »Klassiker« gelten, den jede Studentin und jeder Student der Soziologie zumindest einmal durchgeblättert, besser natürlich: intensiv gelesen und studiert haben sollte.

Die Bedeutung der »Risikogesellschaft«, das wie kaum ein anderes Buch die Selbstwahrnehmung der Bundesrepublik Deutschland verändert hat, reicht in mehrfacher Hinsicht weit über die damalige Tagesaktualität hinaus: Damit ist es Ulrich Beck nämlich gelungen, der Soziologie und ihrem oftmals zu linear-eindimensionalen Modernisierungsdenken die Augen für die ökologische Krise und die ungesehenen, ungewollten und lange Zeit auch politisch negierten (Neben-)Folgen der »ersten Moderne« nachhaltig zu öffnen. Er konnte damit die Technik(folgen)kritik und Fortschrittsskepsis der mit Beginn der 1980er Jahre in Westdeutschland entstehenden Anti-AKW- und Umweltbewegung sozialwissenschaftlich aufgreifen, ohne zugleich zu einem »Gegner« von Wissenschaft und Technik zu werden: Dazu war er in seinem unerschütterlichem und vernunftgeprägtem Optimismus zu sehr davon überzeugt, dass man den Konsequenzen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts nicht etwa durch weniger »Wissenschaft«, sondern nur durch mehr Rationalität und mehr Transparenz in der Wissenschaft beikommen könne. Wissenschaft kann aber dann in der »zweiten« oder »reflexiven« Moderne gar nicht anders, als selbst reflexiv werden, also, wie er schon im dritten Teil der Risikogesellschaft und dann in vielen weiteren Schriften klar machte, sich nicht nur ihre epistemologischen, sondern auch ihre ökonomischen, politischen und sozialen Voraussetzungen und, was ihm noch viel wichtiger war, ihre nicht-intendierten Folgen bewusst zu machen. Die dadurch erzeugten (Un-)Sicherheiten waren zentrales Thema des von ihm ins Leben gerufenen und von Wolfgang Bonß und Christoph

Lau mit geformten Sonderforschungsbereichs »Reflexive Modernisierung«, der von 1999 bis 2009 in München angesiedelt war.

Die in der »Risikogesellschaft« angelegten Themen verfolgte Ulrich Beck in den folgenden Jahrzehnten zusammen mit Elisabeth Beck-Gernsheim, seiner unermüdlichen Diskussionspartnerin und Kritikerin, und vielen weiteren namhaften Soziologinnen und Soziologen aus aller Welt nicht nur an den Universitäten Bamberg und München, sondern auch als Professor an der London School of Economics and Political Science (seit 1997) und am Fondation Maison des Sciences de l'Homme in Paris (seit 2011). Weitere Bücher wie, um hier nur eine Auswahl zu nennen, »Gegengifte« (1988), »Politik in der Risikogesellschaft« (1991), »Was ist Globalisierung?« (1997), »Perspektiven der Weltgesellschaft« und »Politik der Globalisierung« (beide 1998 von Ulrich Beck herausgegeben), »Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter« (2002), »Der kosmopolitische Blick« (2004), »Das kosmopolitische Europa« (2004 mit Edgar Grande), »Weltrisikogesellschaft« (2007), »Große Armut, großer Reichtum. Zur Transnationalisierung sozialer Ungleichheit« (2010 herausgegeben mit Angelika Poferl), »Fernliebe. Lebensformen im globalen Zeitalter« (2010 mit Elisabeth Beck-Gernsheim), »Das deutsche Europa. Neue Machtlandschaften im Zeichen der Krise« (2012) und, eben noch erschienen, »Vergangenheit und Zukunft der Moderne« (2014 mit Martin Mulchow) belegen dabei nicht nur die ungeheure Produktivität von Ulrich Beck.

Sie zeigen auch die immer dezidiertere Hinwendung zu (sub-)politischen Fragen und Problemen, die ihm im Zeitalter von Globalisierung und Transnationalisierung nur durch eine entschiedene Befreiung und Weitung des soziologischen Blicks heraus aus nationalstaatlichen Beschränkungen und hin zu einem »Methodologischen Kosmopolitismus« analysierbar und auch gestaltbar erschienen. Auch nach seiner Emeritierung verfolgte er dies im Rahmen eines vom Europäischen Forschungsrat (ERC) mit bis zu 2,5 Millionen Euro dotierten Projekt zum Methodological Cosmopolitanism – In the Laboratory of Climate Change weiter – einem Projekt, von dem er noch bei einem Treffen mit früheren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in München Ende Oktober mit dem ihm eigenen Enthusiasmus berichtete.

Seinen in Heft 3/2014 der »Soziologie« erschienenen Text »Ulrich Beck zum 70. Geburtstag« konnte Wolfgang Bonß noch mit den Worten beenden: »Es bleibt zu hoffen, dass sein Forscherdrang und sein kritischer Blick der Soziologie noch lange erhalten bleiben.« Diese Hoffnung wird sich nun leider – und entgegen dem großen Optimismus, der für sein Arbeiten und

sein Leben für die Soziologie so kennzeichnend war – nicht mehr erfüllen können. Was bleibt, ist das trauernde Gedenken an einen großen Soziologen, der den Gegenwartsgesellschaften nicht nur in seltener Klarheit und politischer Entschiedenheit ihre Probleme und Grenzen vorbuchstabiert hat, sondern ihnen zugleich Denkmöglichkeiten eröffnet und Perspektiven gezeigt hat. Damit hat Ulrich Beck Gesellschaften, Institutionen und Akteure auch verändert – zumindest in ihrem Selbstverständnis. Und das ist eine soziologische Lebensleistung, die weit über das übliche Maß hinausreicht.

Peter A. Berger

Literatur

- Beck, U. 2014: Sinn und Wahnsinn der Moderne. Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie zeichnet Zygmunt Bauman für sein Lebenswerk aus. Eine Laudatio auf den großen Soziologen und Philosophen. http://www.taz.de/!147628/, abgerufen am 22. Februar 2015.
- Bonß, W. 2014: Ulrich Beck zum 70. Geburtstag. Soziologie, 43. Jg., Heft 3, 356–359.
- Giddens, A. 2015: Außerordentliches Gespür für die Zukunft. Der Kosmopolit par excellence: Ulrich Beck war genau das Geschöpf, das er in seinen Schriften so präzise porträtiert hat. Ein Nachruf auf den großen Soziologen. Süddeutsche Zeitung, 5./6. Januar 2015, S. 9.
- Latour, B. 2015: Die mit sich selbst konfrontierte Moderne. Europa verliert den Denker, der Europa das meiste Gewicht gegeben hat. Ein persönliches Zeugnis von Bruno Latour. Süddeutsche Zeitung, 5./6. Januar 2015, S. 9.

Eine Geschichte aus den 1980er Jahren

Der nachstehend abgedruckte und, wie ich annehmen darf, weithin unbekannte Text von Ulrich Beck entstammt einem schmalen Bändchen aus dem Jahr 1999, für das der Rowohlt Taschenbuch Verlag kurz vor der Jahrtausendwende »50 Zeitgenossen« – von Heiner Geißler über Hans-Dietrich Genscher, Robert Gernhardt, Volker Schlöndorff oder Jürgen Trittin bis zu Ulrich Wickert – gebeten hatte, sich für bestimmte Jahre daran zu erinnern, was »die Republik« bis dahin »bewegte«.

Ulrich Beck steuerte einen Text zu dem Jahr bei, in dem der sogenannte »Extremistenbeschluss« vom Kanzler Willy Brandt und den Ministerpräsidenten der Länder unterzeichnet wurde. Gemäß diesem auch als »Radikalenerlass« bekannt gewordenen Beschluss aus dem Jahr 1972 wurden bis zum Beginn der 1980er Jahre rund 1,5 Millionen Bewerber für den öffentlichen Dienst durch eine sogenannte »Regelanfrage« bei den Verfassungsschutzämtern auf ihre Treue zur »Freiheitlich-Demokratischen Grundordnung« überprüft.

Zu den im Text beschriebenen Ereignissen im Jahr 1981 war es gekommen, weil der Freistaat Bayern an der Praxis der »Regelanfrage« länger als andere Bundesländer fest hielt. Der »ehemalige Kandidat«, der »inzwischen selbst längst ein Professor Unbekannt an einer unbekannten Universität« ist, ist der Verfasser dieses Nachrufes. Und der »junge Professor Unbekannt, der an einem Ort Unbekannt seinen ersten Lehrstuhl erhielt«, war niemand anderes als Ulrich Beck, dem ich äußerst dankbar dafür bin, dass er nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch die »Logik« von Institutionen hinterfragte, sich dabei nicht von irgendwelchen angemaßten »Autoritäten« einschüchtern ließ und mir so die Chance gab, mich gegen die Verdächtigungen zu wehren. Ohne diesen Mut wäre meine wissenschaftliche Karriere, aber auch mein Leben anders verlaufen!

ULRICH BECK

Denk ich an Deutschland ...

Ich erbitte einen Augenblick unlizenzierter Erinnerung. Soll dies möglich sein, muß das folgende als frei erfunden gelten. Es war einmal ein junger Professor Unbekannt, der an einem Ort Unbekannt seinen ersten Lehrstuhl erhielt und bei seiner ersten Entscheidung, der Einstellung seines Assistenten, mit der Praxis des Radikalenerlasses kollidierte. Wie das? Der Kanzler der Universität Unbekannt teilte ihm am Telefon mit gesenkter Stimme mit: Der von ihm Vorgeschlagene habe nicht das Wohlwollen des Verfassungsschutzes gefunden. Konnte da nicht eine Verwechslung vorliegen? Der Professor bat um Akteneinsicht. Eine unruhige, von Gewissensbissen zernagte Woche später wurde eine Verwechslung vom Verfassungsschutz strikt ausgeschlossen. Zugleich konnte der junge Professor der besagten Akte nun zweierlei Bestürzendes entnehmen: Die linksradikalen Aktivitäten seines Kandidaten waren so alarmierend wie die Darlegungen des Verfassungsschutzes detailliert. Man hatte offenbar alle Soziologieseminare der diesbezüglichen Universität (soll man sagen:) «besucht» und alle Wortmeldungen des Kandidaten im einzelnen mitprotokolliert.

Die Universität und das Ministerium verfolgten die Politik, im Falle von Verfassungsschutzbedenken die Einstellung des Beschuldigten ohne Begründungszwang abzulehnen. Der Professor fühlte sich allein gelassen. Auf seine Bitte um Rat kam meist die eine Antwort: Tu's nicht! Was er nicht tun sollte, blieb seltsam offen. So tat er's doch: Er rief seinen Kandidaten an und sagte, es lägen erhebliche Bedenken gegen ihn vor. Mit der glaubwürdigsten Stimme der Welt antwortete dieser: «Das bin ich nicht, purer Unfug!» «Kann er das auch beweisen?» fragte daraufhin der Rektor. Nicht der Kandidat, aber die Universität, an der die Seminare «besucht» worden waren, zwang den Verfassungsschutz schließlich zum Eingeständnis seines Irrtums – ein Eingeständnis mit der Auflage, alle diesbezüglichen Akten stillschweigend zu vernichten. Und wie es im wirklichen Märchen so zugeht: Der ehemalige Kandidat ist inzwischen selbst längst ein Professor Unbekannt an einer unbekannten Universität.

Vielleicht sollte ich noch anfügen, daß ein ostdeutscher Kollege, der in der DDR aufwuchs, unlängst unserem Professor gegenüber mutmaßte, dies sei doch eine *inszenierte* Falle des Verfassungsschutzes gewesen – nicht um den Kandidaten auszuschließen, sondern um ihn, den jungen Professor, auf seine «Zuverlässigkeit» zu prüfen. Selbstverständlich hat das Ganze nichts, gar nichts mit den Vermutensgewohnheiten in Deutschland zu tun.

58

Erschienen in: B. Hofmeister, U. Naumann (Hg.) 1999: Was die Republik bewegte. 50 Zeitgenossen erinnern sich. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 58.

In memoriam Wolfgang Lipp (21. Dezember 1941 – 16. Dezember 2014)

Am 16. Dezember 2014 verstarb in Würzburg Prof. em. Dr. Wolfgang Lipp, kurz vor Vollendung seines 73. Lebensjahres. In Linz an der Donau am 21. Dezember 1941 geboren, wuchs er in einem von Kunst und Kultur geprägten Elternhaus auf (der Vater war Direktor des Oberösterreichischen Landesmuseums).

Wir lernten uns 1962 an der Universität Wien kennen, wo Leopold Rosenmayr eine streng empirisch fundierte Soziologie vertrat. Ich konnte Wolfgang Lipp überzeugen, dass er in Münster, meiner Heimatstadt, umfassender all das studieren könne, was ihm auch wichtig war: eine auf kulturanthropologischen Grundlagen beruhende Theorie der Institution, wie sie von Arnold Gehlen und Helmut Schelsky vertreten wurde. Münster war, zusammen mit der Sozialforschungsstelle Dortmund, eine der soziologischen Hochburgen. Die Ordinarien für Soziologie, Helmut Schelsky, Dieter Claessens und Heinz Hartmann sowie Dozenten und Assistenten aus der Dortmunder Forschungsstelle boten ein breit gefächertes Lehrangebot an.

1965 ging Lipp, als Assistent von Johannes Papalekas, zum weiteren Studium an die neu gegründete Ruhr-Universität Bochum und promovierte mit einer Arbeit über »Institution und Veranstaltung. Zur Anthropologie der sozialen Dynamik« (1968 veröffentlicht). Erst später zeigte sich die Hellsichtigkeit mancher seiner provozierenden Thesen: dass stabile Institutionen durch ein *retourner à la nature*, ein neuerliches Vordringen »biokratischer« (Lipp) Kategorien, gefährdet seien. Das Entlastende der Institutionen (Gehlen) verschwinde und befördere den Menschen zurück auf eine risikoreiche erste Natur. Diese Thesen und die dogmatischen Einseitigkeiten der Studentenrevolte, in die Papalekas und seine Mitarbeiter gerieten, verhinderten die Habilitation in Bochum.

1972 ergab sich die Chance, an die von Helmut Schelsky gegründete Universität Bielefeld zu gehen, als Akademischer Rat und Redakteur der neuen »Zeitschrift für Soziologie« (deren Mit-Herausgeber Lipp in den Jahren 1979 bis 1981 war).

In Bielefeld erfolgte 1977 die Habilitation mit der Arbeit »Stigma und Charisma. Über soziales Grenzverhalten« (die in revidierter Fassung 1985 erschien). Im Vorwort spricht Lipp von der »unvergleichlichen intellektuellen Atmosphäre« der Bielefelder Fakultät für Soziologie, die ihn »angeregt,

gewähren lassen und gefördert« habe. Dort lehrte auch Niklas Luhmann, zuvor Abteilungsleiter in Dortmund und Privatdozent in Münster (im *Internationalen Soziologenlexikon* von 1984 stammt der Artikel über Luhmann aus Lipps Feder).

»Stigma und Charisma« wurde im Jahr 2010 neu herausgegeben, mit einer Einleitung von Arnold Zingerle und einem Anhang »Studien im Anschluss an Wolfgang Lipp«. Dort finden sich unter anderem Beiträge des Religionssoziologen Michael N. Ebertz, von Otto Langer und Hartmann Tyrell über Franz von Assisi und von dem Wiener Kulturhistoriker Konrad Köstlin über die Banalisierung des Charismas.

1979 wurde Lipp auf einen Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Würzburg berufen, den er 2002 wegen fortschreitender Krankheit (Parkinson) aufgeben musste. Unvergesslich bleibt die Abschiedsvorlesung in der Würzburger Residenz. Sie versammelte viele Kollegen und namhafte Kultursoziologen aus Deutschland und Österreich.

Noch in Bielefeld gründete Lipp eine zunächst informelle Arbeitsgruppe für Kultursoziologie, die 1976 und 1978 mit Tagungen am dortigen »Zentrum für interdisziplinäre Forschung« hervortrat. Wichtig war der Kontakt zu Friedrich H. Tenbruck. Mit ihm gab er 1979 das Schwerpunktheft »Kultursoziologie« der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie heraus. Die gemeinsamen Anstrengungen zur Gründung einer Sektion Kultursoziologie in der DGS endeten 1983, weil – so Justin Stagl in der noch zu nennenden Festschrift für Wolfgang Lipp – »der bedeutende Gelehrte ein Unterordnung forderndes Schulhaupt war bzw. zu sein wünschte; Lipp dagegen, aus genuiner Hartnäckigkeit des Charakters, zum Jünger nicht taugte«.

Lipps Antrag auf Gründung einer Sektion »Kultursoziologie« bei der DGS war mit einer Bestandsaufnahme des Feldes versehen und auch von Karl-Siegbert Rehberg (Dresden) unterschrieben. Beim 22. Deutschen Soziologentag 1984 in Dortmund richtete das Konzil der DGS die Sektion Kultursoziologie ein und bestätigte Wolfgang Lipp als ihren ersten Sprecher. Auf dem 36. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der 2012 in Bochum stattfand, wurde Wolfgang Lipp, krankheitsbedingt in absentia, zum Ehrenmitglied ernannt.

1994 gab Lipp einen umfangreichen Sammelband mit eigenen Arbeiten heraus. Unter dem Titel »Drama Kultur« finden sich Aufsätze zur Kulturtheorie, zu Urkulturen, Institutionen und zur Kulturpolitik. Die Einleitung

kann auch als Kommentar zu seinem Verständnis von Kultursoziologie gelesen werden: »Oberstes Gebot« sei, Gesellschaft und Kultur nie antithetisch gegenüber zu stellen. Von den in diesem Band behandelten Gegenständen, die als typisch für sein breit gefächertes Oeuvre anzusehen sind, seien hervorgehoben: Gesellschaft als Kultur; Reduktive Mechanismen – Untersuchungen zum Zivilisationsprozess; Feste, Festivals und Jubiläen; Stadtgärten, Gartenstädte, Großstadtgrün; Europa als Kulturprozess.

Im August 2003 fand im Salzkammergut, im Altausseer Sommerhaus der Familie Lipp, eine kultursoziologische Tagung zum Thema »Kultur und Zivilisation« statt. Die Mehrzahl der Beiträge war die Grundlage für eine Wolfgang Lipp gewidmete Festschrift, die von Justin Stagl und mir heraus gegeben wurde (2005). Der Titel »Kultur und Religion, Institution und Charisma im Zivilisationsprozess« bündelt wichtige Aspekte seines Werkes. Einige Beiträge seien genannt: Franz-Xaver Kaufmann: Kultur und Religion; Horst Baier: Kultur contra Zivilisation im Krieg der Geister; Hartmann Tyrell: Religion – Organisationen und Institutionen; Eckart Pankoke: Institution und Verantwortung; Johannes Weiß: Heillose Vernunft, hemmungslose Gewalt. Über die Modernität des Terrorismus; Arnold Zingerle: »Kultur und Zivilisation« – ein deutscher Sonderweg im internationalen Diskurs der Soziologie? Das Schriftenverzeichnis des Geehrten beschließt den Band.

Der »Kreis um Wolfgang Lipp« traf sich in den folgenden Jahren an weiteren Orten zu Symposien, so in Bayreuth, Bielefeld, Linz und Salzburg, auf der Insel Reichenau und in Koblenz. Nur in Bayreuth konnte er selbst noch anwesend sein.

Wer Wolfgang Lipp als Redner und Diskutant erlebte, war fasziniert von der Ernsthaftigkeit und Intensität seiner *vocation professionelle* und seiner eigenwilligen Sprache. Den Verlust der Sprachfähigkeit, so hob der Bruder, Prof. Dr. Wilfried Lipp, beim Begräbnis hervor, habe er als schlimmste Begleiterscheinung seiner Krankheit empfunden.

Der Theoretiker der Kultur, der Institutionen und ihrer Dynamik hat durch seine Bemühungen um die Institutionalisierung dieser wohl umfassendsten Teildisziplin der Soziologie bzw. der Soziologie als Kulturwissenschaft im Sinne Max Webers dazu beigetragen, dass sein Erbe lebendig bleibt.

Bernhard Schäfers

In memoriam Hermann Schwengel (23. Juli 1949 – 7. Dezember 2014)

Hermann Schwengel war ein politischer Mensch. Er gehörte nicht nur der Nachhut einer politischen Generation an, sondern dachte und handelte auf allen Ebenen politisch. Politik ist dabei im Sinne Hannah Arendts als Aushandlung der zwischenmenschlichen Beziehungen und ihrer institutionalisierten Formen zu verstehen. Sowohl der universitäre Alltag als auch das soziologische Werk Schwengels waren in dieser Hinsicht politisiert. Dadurch konnte der Soziologe ein Verständnis der sozialen Welt entwickeln, das der folgenden Generation großenteils fehlt. Jede Handlung ist ein Eingriff in das soziale Geschehen, keine ist ohne Auswirkungen, und manch eine verändert Strukturen. Die komplexen Zusammenhänge strategisch, ideologisch, unbewusst-naiv, kommunikativ und emotional begründeten Handelns zu durchschauen, war ein wissenschaftliches Hauptanliegen Hermann Schwengels. Sie explizit normativ zu begründen und umzugestalten, war ein Hauptanliegen seiner partei- und universitätspolitischen Praxis.

Schwengel gehörte insofern der Nachhut einer politischen Generation an, als seine Altersgruppe im Niemandsland zwischen den Achtundsechzigern und der Generation X angesiedelt war. Seine sozialwissenschaftliche Ausbildung fand in bewegten und politisierten Zeiten statt. Am Ende seiner Ausbildung war der gesellschaftliche Aufbruch zum Stillstand gekommen, die Bildungsexpansion gehörte der Vergangenheit an, und alle Professuren waren mit relativ jungen Leuten besetzt. Aus Schwengels Altersgruppe sind daher nur Wenige auf einen Lehrstuhl berufen worden. Das gilt insbesondere für die damals jungen Soziologen von der Freien Universität Berlin, wo er als Assistent und Oberassistent beschäftigt war, bevor er 1993 einen Ruf auf den Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Freiburg erhielt.

Von Anfang an verstand der frisch gebackene Lehrstuhlinhaber die universitären Strukturen bedeutend besser als die meisten seiner Kolleginnen und Kollegen. Das hat nicht nur seine Karriere unterstützt, sondern dazu geführt, dass er im Sinne seines Politikverständnisses sehr viel zur universitären Selbstverwaltung beitragen konnte. Als Institutsdirektor, langjähriger Dekan und Prorektor für Forschung hat er seine zwei Jahrzehnte an der Universität Freiburg genutzt, um die konservative Ordinarienuniversität strukturell zu verändern. Seine Macht war nie Selbstzweck, wie das politische Amt zumeist benutzt wird, sondern es ging Schwengel um eine Trans-

formation der Strukturen. In unzähligen Fällen ist er tätig geworden, um Machtmissbrauch anderer abzubauen, Individuen in schwächeren Positionen zu unterstützen und die Institution menschlicher zu gestalten. Die Universität Freiburg wird ihm das nicht vergessen.

Das Politische bestimmte auch Hermann Schwengels Werk. Ein Leitmotiv seiner Arbeiten ist die Frage nach einer gerechten Gesellschaftsordnung, die in Arendts Sinne politisch von allen Mitgliedern gestaltet wird. Schon während der Habilitation, ein Jahrzehnt vor dem Mainstream der deutschen Soziologie, begann Schwengel diese Frage im Rahmen der Globalisierung zu stellen. Ging es in der Habilitationsschrift »Der kleine Leviathan« (1988) noch um einen Vergleich der US-amerikanischen mit der europäischen Demokratie, so stand danach die Rolle europäischer und insbesondere sozialdemokratischer Errungenschaften in der globalisierten Welt im Mittelpunkt. In seiner Monografie zur »Globalisierung mit europäischem Gesicht« (1999) entwickelte Schwengel seinen theoretischen Kerngedanken, der auf eine Vermittlung der konkurrierenden Mächte in der neuen Weltordnung durch demokratische Kräfte und Institutionen abzielt, die zuerst in Europa entstanden. Dieser Gedanke wurde im Überblick über die »Theorien der Globalisierung« (2008) um den Einbezug außereuropäischer Kräfte und Institutionen ergänzt. Schwengel war dazu wie kaum ein anderer Soziologe berufen, weil er nicht nur die USA durch einen Forschungsaufenthalt in New York und Europa durch einen Aufenthalt in Lancaster und seine engen Kontakte nach Polen sehr gut kannte, sondern auch in Afrika, Asien und Lateinamerika gearbeitet hat.

Die Globalisierung hat er stets aus politischer Perspektive betrachtet. Dabei ging es ihm nur zum Teil um staatliche und überstaatliche Institutionen, sondern vor allem um die Aushandlung der Gesellschaftsordnung. Er war zwar kein Sozialstrukturtheoretiker, aber soziale Ungleichheit und Gerechtigkeit bildeten die Kernthemen seines Werkes. Dabei griff er auf die gesamte Tradition, von Platon bis Habermas, zurück, um seine Untersuchungen einerseits theoretisch begründen und andererseits analytisch schärfen zu können. Schwengel gehörte zu den ersten deutschen Soziologen, die Bourdieu im Hinblick auf das Verständnis der sozialen Welt (und nicht philologisch) rezipiert haben. Seine Perspektive war der Bourdieus sehr ähnlich, aber mit einem besseren Verständnis von Politik und Globalisierung verknüpft.

Die Globalisierung stand auch im Mittelpunkt seiner institutionellen Bemühungen. Gemeinsam mit Ari Sitas aus Südafrika und Tharailath K. Oommen aus Indien baute er das »Global Studies Programme« auf, einen Master-Studiengang, der je ein Semester auf drei Kontinenten umfasst und die Globalisierung aus unterschiedlichen wissenschaftlichen und alltäglichen Perspektiven betrachtet. Der bis heute existierende Studiengang war bahnbrechend und wurde mit mehreren Preisen ausgezeichnet. Sein Erfolg führte zur Ausweitung des Programms auf Argentinien und Thailand sowie die Ansiedlung an der Humboldt-Universität zu Berlin, wo Hermann Schwengel 2014 zum Seniorprofessor für das Global Studies Programme ernannt wurde. Diese Position konnte er leider nicht mehr antreten. Der Studiengang bildete die Grundlage für Schwengels globale Lehr- und Forschungstätigkeit. Vor diesem Hintergrund erlangte er einen wahrhaft globalen Blick und ein tiefes Verständnis der gegenwärtigen Globalisierung.

Das Verständnis erstreckte sich auch auf die Menschen. Schwengel sammelte eine internationale Gruppe von Studierenden um sich und baute ein internationales wissenschaftliches Netzwerk auf. Das tat er so erfolgreich, weil er seinen politischen Anspruch auf die internationale Gemeinschaft ausdehnte, ohne in koloniale Muster zurückzufallen. Ganz allgemein war sein Umgang mit Menschen von außergewöhnlichem Respekt geprägt. Auch wenn er in der Sache zielstrebig und strategisch agierte, gab es doch kaum Kolleginnen und Kollegen, die so frei von Boshaftigkeit, Missgunst und Eitelkeit waren wie er. Studierende, Kolleginnen und Kollegen, Freunde, Ehefrau Gerda und Sohn Jens vermissen Hermann Schwengel, der unersetzbar bleibt.

Boike Rehbein

Call for Papers

Zum Verhältnis von Empirie und kultursoziologischer Theoriebildung – Stand und Perspektiven

30. September bis 2. Oktober 2015, Universität Leipzig

Programmatische Grundlage der deutschen Kultursoziologie ist das Selbstverständnis, keine Bindestrichsoziologie darzustellen, sondern, wie Friedrich Tenbruck forderte, eine »eigenständige Größe« zu sein. Kultursoziologie zeichnet aus, dass sie die Kontingenz sowohl der empirischen Wirklichkeiten als auch des soziologischen Blicks auf diese in die Analyse einbezieht. Aus diesem Anspruch resultiert einerseits ein besonderes Verhältnis zur empirischen Welt, da nicht ein konkreter Gegenstand das Fach bestimmt, sondern eine spezifische Perspektive auf Gegenstände als bspw. kulturelle Objektivationen, Artefakte, Praktiken oder Sinnstrukturen. Andererseits ergibt sich aus diesem Selbstverständnis auch ein besonderes Verhältnis zu Theorie, denn die Kultursoziologie weist durch einen weiten Kulturbegriff eine Affinität zu allgemeinen Theorien der Gesellschaft und des Sozialen auf. Die Verhältnisbestimmung zwischen Theorie und Empirie, die Frage der empirischen Grundlage von Theoriebildung, stellt sich der Kultursoziologie dadurch in besonderem Maße.

Will man sich als gegenwärtige Kultursoziologin weder auf Theorieexegese beschränken noch sich dem Detailreichtum des Gegenstandes ungefiltert hingeben, gilt es Wege zu finden, das Spannungsverhältnis zwischen theoretischem Erklärungsanspruch und empirischer Gegenstandsnähe fruchtbar zu machen. Dabei scheinen Arbeiten oft dann besonders instruktiv, wenn sie keine reine Theorieanwendung betreiben, sondern diese als Werkzeug in der empirischen Forschung kritisch-konstruktiv zu nutzen verstehen. Umgekehrt führen diejenigen empirischen Arbeiten weiter, die nicht nur den Gegenstand adäquat rekonstruieren, sondern die Ergebnisse in eine größere theoretische Debatte einordnen und von dort aus innovative Fragen stellen.

Die Tagung hat zum Ziel, das Wechselverhältnis von Empirie und kultursoziologischer Theoriebildung näher zu beleuchten und dabei verschiedene theoretische Ansätze und Methoden ins Gespräch zu bringen. Der Call ist offen für rein methodologische Fragestellungen, es sind aber auch Beiträge willkommen, die gegenstandszentriert das Verhältnis von Empirie und Theoriebildung diskutieren oder die sich mit der Operationalisierung theoretischer Konzepte auseinandersetzen.

Folgende Fragen können Gegenstand der Vorträge sein:

- Welche Wege werden bei kultursoziologischen Forschungsarbeiten beschritten, um zu theoretisch gehaltvollen Aussagen zu kommen?
- Welche theoretischen Ansätze erweisen sich gegenwärtig in der kultursoziologischen Forschung als besonders anschlussfähig für empirische Arbeiten? Wie lassen sie sich operationalisieren bzw. im Sinne heuristischer Konzepte fruchtbar machen? Welche Konsequenzen hat dies wiederum für die Konstruktion des Gegenstandes?
- Welche Kulturbegriffe werden in empirischen Arbeiten in Anschlag gebracht bzw. welche Rückkopplungen auf das theoretische Verständnis von Kultur werden provoziert?
- Welche Gegenstände erscheinen besonders anregend, um kultursoziologische Theoriebildung zu betreiben?
- Lassen sich spezifische kultursoziologische Methodologien bestimmen?
 An welchen Forschungsfeldern können sie exemplarisch konkretisiert werden?

Nachwuchswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen werden ausdrücklich ermutigt, im Rahmen der Tagung ihren gegenwärtigen Arbeitsstand unter den oben genannten Prämissen zur Diskussion zu stellen.

Die Tagung der Sektion Kultursoziologie wird in Kooperation mit dem Netzwerk Empirische Kultursoziologie (NEK) und dem Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig veranstaltet.

Die Organisatorinnen und Organisatoren bitten um Einsendung eines Abstracts (max. 1 Seite) für Vorträge (max. 25 min) bis zum **15. April 2015** an tagung-kultursoziologie@uni-leipzig.de. Eine Rückmeldung hinsichtlich eines Beitrages auf der Sektionstagung erfolgt bis zum **30. April 2015**.

Bildung, Wissen und Eliten – Wissen als Kapital und Ressource?

Soziologie Magazin. Publizieren statt archivieren, Heft 2/2015

»Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht« hatte Immanuel Kant einmal gesagt. Könnte der Satz aus gegenwärtiger Perspektive nicht auch lauten: »Der Mensch ist nichts, als was die Bildung aus ihm macht?« Max Weber verstand Bildungsinstitutionen als Orte der Vergesellschaftung. Diesen Aspekt greift auch Talcott Parsons auf, indem er das Bildungssystem als gesellschaftliches Teilsystem sieht, welches zum Erhalt der sozialen Ordnung beiträgt und Akteure gesellschaftsfähig macht. Ist also durch die Analyse eines Bildungssystems die Beschreibung der dazugehörigen Gesellschaft möglich? Blickt man zurück auf die historischen Entwicklungen des Bildungswesens im deutschsprachigen Raum, so ist die fortwährende Entfernung vom humanistischen Bildungsideal deutlich erkennbar. Erlangt mit der einberufenen »Wissensgesellschaft« Bildung und Wissen den Status eines Rohstoffs und den eines Produktionsfaktors, den es zu optimieren gilt? Die Optimierung von Bildungskarrieren beginnt heutzutage im Vorschulalter und zieht sich unter dem Tenor der ökonomischen Verwertbarkeit bis in die Erwerbsphase. »Alles ist Arbeit am Selbst«, verspricht Foucault. Steuern wir damit auf eine ökonomische Ausrichtung der Bildung zu? Die Prinzipien der Gleichheit und Leistung werden unter dem Deckmantel von Reproduktionsmechanismen des gesellschaftlichen Klassensystems, wie es einst Pierre Bourdieu definierte, vollzogen. Was passiert gerade dann, wenn eine soziale Klasse Wissen als Produktionsmittel besitzt und kontrolliert? Werden durch Selektionsmechanismen wie Elite- und Privathochschulen soziale Ungleichheiten verfestigt?

Wir wollen wissen: Welche Auswirkungen kann Wissen als Kapital und Ressource haben? Welche Entwicklung nahm die Bildung im Laufe der Geschichte mit welchen Folgen? Gibt es Schnittpunkte zwischen »Gelehrsamkeit«, sozialer Mobilität, sozialer Position und/oder ökonomischen Faktoren? Welche Rolle spielen dabei Politik, Sozialisation, Wirtschaft und andere Gesellschaftsbereiche? Es geht um die Frage, wie Bildung eigentlich funktioniert und durch welche Institutionen sie ihre normative Färbung erhält. Findet in Bildungsinstitutionen (Kindergarten, Schule, Hochschule, Weiterbildung) noch Bildung statt oder verkommen diese zu »Lernfabriken«?

Habt ihr euch damit bereits in einer Seminararbeit, einem Vortrag, einem Forschungsprojekt oder einer Abschlussarbeit auseinandergesetzt? Möchtet ihr eure Ergebnisse in Form eines wissenschaftlichen Artikels einer breiteren soziologischen Öffentlichkeit vorstellen? Dann sendet uns eure Texte bis zum 1. Juni 2015 an einsendungen@soziologiemagazin.de

Darüber hinaus sind wir – themenunabhängig – an Rezensionen, Interviews und Tagungsberichten interessiert! Hilfestellungen für eure Artikel bekommt ihr auf unserer Website http://soziologieblog.hypotheses.org/unter »Hinweise für Autor innen«.

Tagungen

Mittelschichten/Mittelklassen im globalen Süden

Tagung der Sektion Entwicklungssoziologie/Sozialanthropologie 18. bis 20. Juni 2015 am Institut für Afrika- und Asienwissenschaften der HU Berlin

Mit dem Aufstieg Asiens und dem Wirtschaftswachstum von sogenannten Schwellen- und Entwicklungsländern in verschiedenen Weltregionen haben sich vor allem im letzten Jahrzehnt neue sogenannte Mittelschichten herausgebildet. Diese »Mittelschichten« sind ein Beispiel für den Aufstieg des globalen Südens und die Veränderungen zwischen Zentrum und Peripherie. Sie stehen exemplarisch für die Verschiebungen der ökonomischen und politischen Machtverhältnisse. Mit dieser Entwicklung lässt sich auch der oft konzipierte Gegensatz zwischen dem »reichen Norden« und dem »armen Süden« nur noch bedingt aufrechterhalten. Die neuen »Mittelschichten« im globalen Süden sind Teil einer globalen Mittelschicht, die trotz regionaler Unterschiede große Überschneidungen in Konsummustern und Lebensstilen aufweist und die zudem global vernetzt ist. Seit der Globalisierungsdebatte wurde auch in der allgemeinen Soziologie transnationalen Beziehungen und der zugenommenen Vernetzungen über nationalstaatliche Grenzen hinweg zunehmend Rechnung getragen. Durch die neuesten Veränderungen finden auch die »Mittelschichten« in den Ländern des globalen Südens und ihre Lebenswirklichkeiten zunehmende Beachtung - sowohl in der Wissenschaft als auch von ökonomischen und politischen Akteuren. Allerdings wird gerade aus entwicklungssoziologischer und sozialanthropologischer Perspektive darauf hingewiesen, dass es »die« Mittelschicht bzw. »die« Mittelklasse nicht gibt. Vielmehr handelt es sich um ein soziokulturell ausdifferenziertes Feld, weshalb eben auch von Mittelschichten im Plural gesprochen werden sollte. Mit der Bezeichnung Mittelschicht bzw. Mittelklasse wird allerdings nur eine sozioökonomische Deskription geboten. Es bleibt offen, wie diese Teile der Gesellschaften konzeptionell oder theoretisch gefasst werden können. Mit dieser Tagung soll die Debatte innerhalb der ESSA darüber wieder eröffnet werden. Zu den wichtigsten Fragen in diesem Kontext gehören:

- Wer sind diese »Mittelschichten« bzw. »Mittelklassen«? Wie unterscheiden sie sich soziostrukturell und habituell von neuen »Arbeiterklassen« im globalen Süden?
- Wie leben sie? Wie sieht der Lebensalltag aus? Welche Gesellschaftsentwürfe verfolgen sie?
- Gibt es Unterschiede zwischen den Weltregionen?
- Wie lassen sich die Mittelschichten/Mittelklassen konzeptionell fassen? Inwieweit greifen Konzepte wie Klasse, Milieu, Lebensstil, (kleine) Lebenswelten? Gibt es weitere Ansätze?
- Wie nachhaltig sind die beobachteten soziostrukturellen Veränderungen? Können die neuen Mittelschichten im Kontext sinkenden ökonomischen Wachstums in Ländern des globalen Südens ihre sozialen Positionen aufrechterhalten?

Key Note Speaker ist Göran Therborn (Cambridge). Die Tagung findet am Asien- und Afrika-Institut der Humboldt-Universität Berlin, Invalidenstraße 118 statt. Sie wird von Sérgio Costa (FU Berlin), Boike Rehbein (HU Berlin), Florian Stoll (Uni Bayreuth) organisiert. Die Teilnahme steht allen Interessierten offen.

Futures: Prospective Moneys and Money's Prospects

Conference at the University of Basel, Department of Sociology from September 24 to 26, 2015

Recent years' economic crises were financial and monetary crises, caused not by the so-called real economy and its problems, but by financial exuberance. Although economic true-believers still hold that the actual reasons lay in market imperfections and governance problems, it is increasingly clear that not only the current financial system but also the »constitution« of money itself makes economies prone to crisis. Although money has long been declared economically »neutral«, it now increasingly appears as a troublemaker, not just for the economic system, but for society writ-large. Insofar as capitalism refers not just to a growth-oriented and

crisis-prone economic formation, but is synonymous with our functionally differentiated society which is primarily integrated via the medium of money, money matters.

Recognising money to be more than merely an epiphenomenon, or a simple tool for which (in principle) functional equivalents could be found, but a medium that actively constitutes our economy and society, then our future must be (also) imagined as a future of money. Even if the emergence and characters of modern societies are inseparable from money, and a »moneyless« future is hardly conceivable, the question remains whether and to what extent a transformation or redesign of money would be possible or desirable. Alternatives to capitalism, or merely capitalism's reconfiguration, hardly lie in an expulsion of money, but at best in its redesign. In order to trace and prospect the veins and seams of future money/s, our conference engages these prospective moneys and, more broadly, money's prospects as a whole, by taking stock of today's money(s), interrogating new – and new old – monetary designs, and genealogically studying past monetary systems.

Three fields are of particular interest: first, the politics of money; second, the relationship between the forms and functions of money; third, monetary utopias and dystopias. A detailed description of these conference topics can be found at https://soziologie.unibas.ch/ >> aktuelles >> Veranstaltungen.

Confirmed speakers and panellists for the conference are Eske Bockelmann, Christoph Deutschmann, Nigel Dodd, Elena Esposito, Christoph Fleischmann, Frédéric Lordon, Bill Maurer, Michael Rafferty, Ute Tellmann, and Rainer Voss (»Master of the Universe«).

We cordially invite participants for these lively and engaged discussions. Please note that to cover costs a small participation fee (15 CHF student / 30 CHF non-student) will be charged. Please register with Mr. Jose Colon, conference administrator: jose.colon@stud.unibas.ch.